

Sie nennen ihn König von Israel

Am Aufstieg eines rechten Politikers zeigt sich, wie unveröhnlich die israelische Gesellschaft gespalten ist.

Von Meron Mendel

Der Erfolg der israelischen Rechten basiert auf zwei Gesichtern: dem weltbekanntesten von Benjamin Netanjahu, dem ehemaligen und zukünftigen Ministerpräsidenten, und dem Gesicht von Itamar Ben-Gvir, einer Figur, die bis vor Kurzen nur in Israel bekannt war. Seine Partei wurde jetzt drittstärkste Macht in der Knesset. Der Aufstieg des verurteilten Rechtsextremisten, der mehrfach wegen Volksverhetzung und Anstiftung zum Terror im Gefängnis saß, zum Königsmacher in der israelischen Politik und höchstwahrscheinlich zum wichtigsten Minister im zukünftigen Kabinett Netanjahus, klingt wie der Plot eines Politthrillers.

Tatsächlich verkörpert Ben-Gvir den Wandel, den die israelische Gesellschaft in den vergangenen Jahrzehnten durchlebt hat. Denn Israels Gesellschaft ist heute tiefer denn je gespalten: zwischen dem (immer kleiner werdenden) liberal-säkularen Lager und dem (immer stärker werdenden) nationalistisch-religiösen Lager. Die Polarisierung verkörpert wird durch die beiden großen israelischen Städte, die, folgt man dem israelischen Diskurs, unterschiedlicher nicht sein könnten: Hier das hedonistische, weltoffene, westliche, queere Tel-Aviv – dort das jüdisch-nationalistische und religiös-orthodoxe Jerusalem. Folgerichtig beschimpfen Rechte in Israel die Linke als „Tel Aviv-Staat“. Mit seinem Aufstieg schlägt Ben-Gvir diesen nun k. o.

Schon im Jahr 1995 gelang es Ben-Gvir mit der Hetze gegen den damaligen Ministerpräsidenten Jitzchak Rabin, erstmals von der israelischen Öffentlichkeit wahrgenommen zu werden. Nachdem Rabin das Osloer Friedensabkommen unterzeichnet und den Friedensprozess mit den Palästinensern mutig vorangetrieben hatte, war er Hetze und Anfeindungen jüdischer Nationalisten ausgesetzt. Innerhalb den Rechten tat sich der damals achtzehnjährige Itamar Ben-Gvir besonders laut und radikal hervor. Ich erinnere mich noch gut daran, wie er sich an Rabins Dienstwagen heranwagte, das Cadillac-Ornament von der Kühlerhaube riss, es in die laufenden Kameras hielt und sagte: „Wenn der Ministerpräsident radikale Sachen tut, muss er auch mit radikalen Reaktionen rechnen“.

Ben-Gvirs Botschaft war unmissverständlich: Dich kriegen wir auch noch. Einige Wochen später erschoss ein anderer jüdischer Rechtsradikaler Rabin nach einer Friedensdemonstration in Tel-Aviv. Morgen, am 4. November, jährt sich der Mord an Rabin zum 27. Mal – da wäre es nach der Logik des Politthrillers nur folgerichtig, wenn Ben-Gvir nunmehr jenes Projekt vollendet, das er einst mit der Hetze gegen Rabin gestartet hat. Wenn sich die Gründungsväter des Zionismus Israel als modernen, demokratischen und jüdischen Staat vorgestellt haben, entwirft Ben-Gvir (gemeinsam mit Netanjahu) nun eine ganz andere Vision Israels, in der das „Jüdische“ deutlich vor das „Demokratische“ gestellt wird.

Ich hatte einige persönliche Begegnungen mit Itamar Ben-Gvir. Ein Jahr nach dem Mord an Rabin wurde ich als junger Soldat in Hebron stationiert. Ben-Gvir, gleicher Jahrgang wie ich, war wegen seiner rechtsradikalen Aktivitäten ausgemustert worden und lebte in einer jüdischen Siedlung innerhalb der arabischen Stadt. Mal warf er mit seinen Freunden Ziegel vom Dach auf die arabischen Passanten, mal schikanierte er die Straßenverkäufer und sorgte für Tumult auf dem Markt. Wir Soldaten konnten den Provokateur kaum aufhalten, während er uns als „Nazis“ und „Verräter“ beschimpfte und uns bespuckte. Im Laufe der Zeit hat er seine Arbeitsmethoden verfeinert. Er studierte Rechtswissenschaften, wurde Anwalt und vertrat seine Gesinnungsfreunde, wenn sie wegen Terrors gegenüber Arabern vor Gericht standen.

Auch seine Rhetorik hat Ben-Gvir aktualisiert. „Tod den Arabern“ schrie er damals in Hebron. Heute sagt er, etwas anschlussfähiger: „Tod den Terroristen“. Er zieht gern seine Pistole aus der Hosentasche, um Gegner einzuschüchtern und seine Männlichkeit zu demonstrieren, aber angeblich tut er dies nur zur „Selbstverteidigung“. Im Wesentlichen scheint Ben-Gvir sich nicht gewandelt zu haben. Gewandelt

hat sich vielmehr die israelische Gesellschaft: Noch vor einer Generation wurde er als rechtsradikaler Paria gescholten, heute ist er dagegen gern gesehener Gast in Talkshows und legitimer Koalitionspartner. Ben-Gvir wird als Held auf den Straßen, in Einkaufszentren und sogar in Schulen gefeiert. Kinder bitten um Selfies mit dem freundlichen Araberhasser.

Der Wandel Israels ist auch eine Folge der demographischen Entwicklung. Zu den Bürgern des „Tel-Aviv-Staats“ zählen vor allem säkulare Aschkenasim, also europäischstämmige Juden, die in der Weltmetropole oder in den Kibbuzim leben. Sie verfügen über ein überdurchschnittlich hohes Bildungsniveau, unterhalten Kontakte ins Ausland und sehen sich als Teil der westlichen Welt. Diese Bevölkerungsgruppe hinkt mit etwa zwei Kindern pro Familie deutlich den Bürgern des „Jerusalem-Staats“ hinterher. Diese sind mehrheitlich Misrachi, also arabischstämmige Juden, Bewohner der israelischen Kleinstädte in der Peripherie oder der Siedlungen in der Westbank.

Eine weitere entscheidende Bevölkerungsgruppe im „Jerusalem-Staat“ sind die orthodoxen und ultraorthodoxen Juden. Bei ihnen liegt die durchschnittliche Geburtsrate seit Jahren konstant bei 6,7 Kinder je Familie. Und Bürger des „Jerusalem-Staats“ zeigen sich zum Beispiel gänzlich unbeeindruckt angesichts der Korruptionsaffären von Benjamin Netanjahu. Für sie sind demokratische Prinzipien wie Rechtsstaatlichkeit oder Gewaltenteilung ein Fremdwort. Nach einem starken Mann wird verlangt, auch wenn sich dieser dabei bereichert.

Israel erntete bei der gestrigen Wahl, was bereits vor Jahrzehnten gesät wurde. Dass die Arbeiterpartei, die Partei der Staatsgründer, fast vollständig von der politischen Landkarte gefegt wurde, mögen manche als verspätete Gerechtigkeit in eigenen Schulen, die keine Mathematik, kein Englisch und keine EDV-Kenntnisse vermitteln, aber vom Staat vollständig finanziert werden.

Über Jahrzehnte wuchs und gedieh in den segregierten Gemeinden Jerusalems, in Bnei Brak und später in den Siedlungen der Hass gegen liberale Werte und die Palästinenser. Es waren auch die Ministerpräsidenten der Arbeiterpartei, die nach dem Krieg 1967 die besetzten Gebiete im Westjordanland behalten wollten. Das Siedlungsprojekt im Westjordanland begann, als die Arbeiterpartei noch an der Macht war. Damals lautete der Ratschlag des Philosophen Jeschajahu Leibowitz, sich wenige Monate nach dem spektakulären Sieg aus den besetzten Gebieten zurückzuziehen. Ansonsten, warnte Leibowitz, würde die zionistische Idee der „Wahnvorstellung des großen Israels“ geopfert. Nun wird seine Prophezeiung Realität, denn die „Wahnvorstellung“ ist ein demokratiegefährdendes All-inclusive-Paket: Abbau des Rechtsstaats und der Justiz, Zerlegung der Zivilgesellschaft und das Aus aller Hoffnung auf ein gleichberechtigtes Zusammenleben mit den palästinensischen Bürgern Israels und eine friedliche Lösung mit den Palästinensern im Westjordanland und in Gaza.

Bürger des „Tel-Aviv-Staats“ fühlen sich zunehmend fremd im eigenen Land. Sie fragen sich, ob die israelische Demokratie noch zu retten ist. Manch einer warnt vor der Gefahr, dass Israel sich in den kommenden Jahren zu einer „defekten Demokratie“ nach dem Vorbild der Türkei oder Ungarn verwandeln könne. Bei den amerikanischen Politikwissenschaftlern Steven Levitsky und Daniel Ziblatt lässt sich nachlesen, wie das geschieht: In der Regel passiert das nicht in einer Revolution oder während eines Putschs, sondern mit einem langsamen alltäglichen Prozess. Wenn die Bürger es bemerken, ist es meist zu spät.

Gestern Abend habe ich mir die Feierlichkeiten der politischen Sieger im israelischen Fernsehen angeschaut. Als Itamar Ben-Gvir auf die Bühne trat, riefen seine Anhänger begeistert „Ben-Gvir, König von Israel“. Da erinnerte ich mich auf einmal an eine Situation vor fünfundzwanzig Jahren in Hebron, als wir uns gegenüberstanden standen. Nach einer heftigen Auseinandersetzung spuckte Ben-Gvir in meine Richtung auf den Boden, dann lächelte er und ging. Gestern spuckte er auf alle Israelis, die an Demokratie und Menschenrechte glauben.

Meron Mendel, 1976 in Tel Aviv geboren, ist Professor für Soziale Arbeit und Direktor der Bildungsstätte Anne Frank in Frankfurt.



Belagerte Fürsorge: Johann (Claude Heinrich) und seine Mutter Ann Kathrin Scheerer (Adina Vetter)

Foto Pandora

Auf der Rasierklinge des Unheils

Die Reemtsma-Entführung als Film: „Wir sind dann wohl die Angehörigen“ im Kino

Auf dem Höhepunkt dieses Films liegen sich zwei Menschen in den Armen. Mutter und Sohn. Aber die gewohnte Ordnung der Gesten und Gefühle gilt nicht mehr, es ist der Sohn, der die Mutter festhält und tröstet. An diesem Tag im April hat sie dem Druck, der seit Wochen auf ihr lastet, schließlich doch nachgegeben und ist im Hausflur zusammengebrochen. Der Dreizehnjährige kaut sich neben sie und zieht sie zu sich heran, sie legt ihren Kopf an seine Brust und schluchzt.

Am 25. März 1996 wurde der Literaturwissenschaftler und Historiker Jan Philipp Reemtsma, Alleinerbe eines Zigarettenfabrikanten, vor seinem Haus in Hamburg-Blankenese von zwei Männern überwältigt und entführt. Die Entführer verlangten zunächst zwanzig Millionen und später dreißig Millionen D-Mark für seine Freilassung. Nachdem mehrere Geldübergabeveruche durch Reemtsmas Frau Ann Kathrin Scheerer und den Familienanwalt Schwenn unter Aufsicht der Hamburger Polizei gescheitert waren, organisierte Scheerer eine Übergabe des Lösegeldes ohne polizeiliche Überwachung. Gut vierzig Stunden später kam Reemtsma frei. Er hatte dreunddreißig Tage angeketet in einem dunklen Keller im niedersächsischen Garlsted zugebracht. Noch im gleichen Jahr schrieb er über seine Erlebnisse ein Buch, das Anfang 1997 erschien: „Im Keller“.

Zwanzig Jahre später, im März 2018, veröffentlichte Reemtsmas Sohn Johann Scheerer, inzwischen ein erfolgreicher Musikproduzent, seinen eigenen Bericht über das Geschehen. „Wir sind dann wohl die Angehörigen“ beginnt damit, dass sich Johanns Mutter morgens an sein Bett setzt und ihm erklärt, sie müssten jetzt gemeinsam „ein Abenteuer bestehen“, denn sein Vater sei entführt worden. Johanns erster Gedanke ist, dass er die für diesen Tag angesetzte Lateinarbeit jetzt nicht schreiben muss. Gleich darauf folgt die Scham über seine Reaktion: „Es war so profan, unwichtig, absurd, so gemein und dumm, aber es war auch wahr.“ Erst dann setzt die Panik ein: „Ich schrie.“ Johanns Mutter umarmt ihn. Da ist die familiäre Ordnung noch intact. Erst nach drei Wochen vergeblichen Hoffens wird sie sich umkehren, und der Sohn hält die Mutter. Im Buch sind das ein paar nüchterne Sätze. Im Film, auf der Leinwand, wirkt es wie eine Explosion.

Entführungsfilm sind Rachege Geschichten. Sie zeigen die Tat und ihr Opfer, den Schmerz und Zorn der Angehörigen, die Ermittlungen der Polizei, die Befreiung der Entführten und die Bestrafung der Täter,

oft durch die Hand der Betroffenen. Sie bauen ein Wutgefühl auf, das sich im Finale entlädt. Die einzige bisherige Ausnahme im Mainstreamkino war ein Film, für den der Niederländer Pieter Jan Brugge im Jahr 2004 den Hollywoodstar Robert Redford gewinnen konnte. Brugges „The Clearing“ erzählte, mit Redford in der Opferrolle, von einem Entführungsfall ohne Happy End (und scheiterte entsprechend an den Kinokassen). Jetzt gibt es einen zweiten, einen deutschen Ausnahmefilm zum Thema. Es ist Hans-Christian Schmidts Adaption von Johann Scheerers Erinnerungsbuch.

Schmidts Film beginnt, anders als Scheerers Bericht, am Vorabend der Ereignisse. Reemtsma (Philipp Hauß) sitzt mit Johann (Claude Heinrich) am Tisch, um ihn auf die kommende Lateinklausur vorzubereiten. Der Widerwille des Kindes gegen den Bildungseifer des Vaters ist körperlich spürbar. Den Reclamband mit Vergils „Aeneis“, in dem er lesen soll, wird Johann in seinem Zimmer in der Papierkorb werfen, während sich Reemtsma von seiner Frau (Adina Vetter) mit der Bemerkung verabschiedet, er werde noch einmal in sein Arbeitshaus rübergehen, um zu schreiben. Ein dunkler Gartenweg scheint ihn aufzusaugen. Es ist das Letzte, was man von ihm sieht. Tage später wird Johann das Vergil-Reclamheft aus der Mülltonne vor der Villa herauswühlen, um eine Lebensspur seines Vaters in der Hand zu halten.

Wie reagiert man auf den Einbruch der Gewalt, den Zusammenbruch des Alltags, das Ausgeliefertsein an einen fremden Willen, das den roten Faden aller Entführungsdramen bildet? Der erzählerische Kniff des Films besteht darin, dass er die Tat und das Versteck, in dem Reemtsma einen Monat lang gefangengehalten wurde, nicht zeigt. Sie bilden die Leerstelle, um die die Geschichte kreist. Man könnte auch sagen: Den Mahlstrom, in den sie hineingezogen wird. Denn nach kurzer Zeit ist klar, dass die Entführer sich gründlich vorbereitet haben und der Polizei, die ihnen eine Falle stellen will, immer eine Nasenlänge voraus sind. Das Geld, das Ann Kathrin Scheerer und ihr Anwalt Schwenn (Justus von Dohnányi) besorgt haben, soll zuerst an einer Bahnstrecke abgelegt werden, doch die Übergabe scheitert, da die Polizei zu lange für die Verabreichung des Familienwagens braucht. Dann wird Schwenn von den Tätern über die Rheinbrücke bei Kehl nach Frankreich gelotst, aber wieder geht alles schief, weil der Überwachungskonvoi der Ordnungshüter viel zu auffällig ist. Es sind die Momente,

in denen Schmidts Film zu dem Kinokrimi wird, der er nicht sein will: Ein nächtlicher Autobahnparkplatz. Scheinwerfer im Dunkeln. Ein Mann, der eine schwere Tasche über einen Maschendrahtzaun wuchtet. Aber gleich darauf setzt der Wirklichkeitssinn des Regisseurs und seines Drehbuchautors Michael Gutmann wieder ein. Als der Anwalt nach stundenlangem Fahrt in Hamburg ankommt, muss er sich vor Erschöpfung übergeben.

Dreißig Tage Angst. Und mittendrin ein Kind. Am Anfang versucht Johann noch, mit den im Haus eingezogenen Kriminalbeamten, die sich hinter den Tarnnamen Vera und Nickel verbergen, Freundschaft zu schließen, aber bald begriff er, dass ihre Jovialität zur Ermittlungsroutine gehört. Den Klassenkameraden, mit denen er eine Schülerband gegründet hat, erzählt er, er habe Mumps, aber irgendwann zieht diese Ausrede nicht mehr. Die Elektrogitarre, die er für zwei Ostern geschenkt bekommt, lenkt ihn für eine Weile von der Vorstellung ab, sein Vater könnte die Entführung nicht überleben. Schließlich aber hält er es nicht mehr aus, schwingt sich auf sein Rad und entwischt seinen Personenschützern ans Elbufer, wo er den Schiffen zuschaut. In unzähligen Kinogeschichten, die an Flüssen spielen, ist dieses Bild verschlossen worden. Hier wirkt es wieder groß.

Das Versagen der Behörden bei der Reemtsma-Entführung war ein Running Gag der deutschen Presse. Der Film kostet es nicht aus. Stattdessen spiegelt er die Niederlage der Polizei im erfolgreichen Handeln von Ann Kathrin Scheerer. Die Intensität, mit der Adina Vetter diese auf der Rasierklinge des Unheils balancierende Frau verkörpert, ist selbst bei Schmid, der schon mit Sandra Hüller und Corinna Harfouch gedreht hat, eine Entdeckung. Wenn Ingar Bergman noch lebte, wäre sie die Heldin seines nächsten Films. Aber dort, wo Bergman stand, steht heute nur der preisgekrönte Zyniker Ruben Östlund.

Hans-Christian Schmid, Jahrgang 1965, hat nie das große Rad im deutschen Kino gedreht. Seine Filme erzählen von Verlierern: Selbstmörderinnen, Bürgerkriegsopfern, Flüchtlingen, Jugendlichen und ihren Sehnsüchten. Aber sie haben, was hiesigen Filmen meistens fehlt: eine klare Haltung und einen unerbittlichen visuellen Instinkt. Deshalb sieht man „Wir sind dann wohl die Angehörigen“ zwei Stunden lang mit angehaltenem Atem an, obwohl man weiß, wie die Geschichte ausgeht. Denn nicht in der Auflösung liegt ihr eigentlicher Trost. Sondern in den Bildern. ANDREAS KILB



Framing

Von Ursula Scheer

Retrospektiv betrachtet, ist das Ganze ein kindischer Streich“, sagt der österreichische Multimedia-Kunstprensario André Heller leichthin der Wiener Wochenzeitung „Falter“ – und will einen Betrugs skandal ins Spielerische wenden, mit dem er den Kunsthandel lächerlich macht. Auf diesem begutachten bekanntlich Gutachter und kaufen daraufhin Käufer, was wertvoll erscheint, je höher preislich und ideell gehandelt, desto besser. Zum Beispiel Kunst von Jean-Michel Basquiat, dem 1988 jung verstorbenen afroamerikanischen Wunderkind der Malerei, dessen Werke in wichtigen Museen hängen und auf Auktionen Spitzenpreise erzielen: Mehr als hundert Millionen Dollar sind da schon mal drin. Welche Begehrlichkeiten das weckt, zeigte jüngst das Orlando Museum of Art: Dort eröffnete eine Schau mit 25 bisher unbekanntem, der musealen Aderung harrenden angeblichen Basquiats, welche prompt vom FBI beschlagnahmt wurden, weil es sich bei den Exponaten sehr wahrscheinlich um Fälschungen handelt (F.A.Z. vom 4. Juni). Die Ermittlungen laufen noch, und schon gibt es die nächste Basquiat-Fake-Posse, dieses Mal mit Heller in der Hauptrolle. Die vom „Falter“ rekonstruierte Story ist filmreif: 2017 hat der Österreicher nach eigenen Angaben auf der Kunstmesse TEFAF in New York über die Galerie Wienerroither & Kohlbacher einen vermeintlich von Basquiat geschaffenen Rahmen feilgeboten – den aber tatsächlich Heller 1988 aus Besenstiehlen und Nägeln gebastelt und mit Ausschnitten angeblich echter Basquiat-Zeichnungen beklebt hatte. Einge fasst von diesem Pseudovoodoo-Objekt wurde einem authentischen Grafiker Basquiats aus Hellers Besitz. Beides zusammen sollte in New York sechs Millionen Dollar kosten. Ein Käufer für die freche Assemblage fand sich dort nicht, stattdessen wurde ein ehemaliger Assistent Basquiats auf den Rahmen aufmerksam, der ihm höchst unbasquiathaft erschien. Ein anderer aber war indes überzeugt von der Echtheit des Rahmenwerks und ist nun bliamiert: Der Basquiat-Spezialist Dieter Buchhart. Er schrieb im Katalog der Galerie, die ebenfalls keine gute Figur in der Geschichte macht, zu dem fraglichen Rahmen, Basquiat habe diesen im Beisein Hellers mithilfe eines Assistenten gefertigt. So hatte es ihm Heller erzählt – eine Schöner, aber erfundenes „Privat-Märchen“. Und warum? Um Buchhart, der ihn geärgert habe, zu „testen“, sagt Heller. Den Fake-Rahmen hätte er natürlich niemals für Millionen verkauft! Wer's glaubt. Nachdem die authentische Grafiker einen Käufer in einem Händler gefunden hatte – sie ist derzeit in der Alberta ausgestellt –, wurde auch der Rahmen an diesen veräußert, angeblich für 800000 Euro und ohne Echtheitszertifikat. Alles sauber also? Heller ging offenbar lieber auf Nummer sicher und kaufte, sagt er, den Rahmen zurück. Die Moral von dem „Gschichtl“? Die Welt will betrogen sein. Nur fliegt manch Betrug auf.

Die Komödie am Potsdamer Platz

Seinen letzten Text für die F.A.Z. schrieb der Dramatiker Rolf Hochhuth über die drohende Schließung der Berliner „Komödie am Kurfürstendamm“. Jeder, der Hand an diese Bühne lege, „sei ein Verbrecher“, lautete damals seine Warnung. Man hat nicht auf ihn gehört. Die „Komödie“ musste den Interessen eines Eigentümers weichen und vom Ku'damm ins Kaiserdamm ins leer stehende Schillertheater ziehen. Dort, in dem theaterhistorisch hohen Haus, hat sie die vergangenen Jahre mehr als anständig verbracht, aber von Anfang an war klar, dass ihre Anwesenheit hier nur übergangsweise geduldet werden würde. Wohin es danach ginge, war lange Zeit unklar. Jetzt gibt es eine neue Adresse zu melden: Von März 2023 an wird die „Komödie am Kurfürstendamm“ im Theater am Potsdamer Platz zu Hause sein, also dort, wo jährlich im Februar die Berlinale-Filme gezeigt werden oder Musicals aller Art gastieren. Wie lange sie hier bleiben darf, ist noch nicht bekannt. Die Hoffnung auf eine Rückkehr an den Ku'damm stirbt also zuletzt. stra